

und Papas Freunde brachten. Der Teddy vom Basketballteam, den Arne vor der Tür abstellte. Die Pappengel, die Julius' Klassenkameraden bastelten, und auch nicht die Kerze, die irgendwer in der Kirche angezündet hatte. Ich wollte das alles nicht hören oder sehen, denn jeder Anruf, jeder blöde Engel waren nur Beweise, dass dies hier alles wirklich war. Dass die Bilder in meinem Kopf stimmten und dass es kein blöder Traum war.

Nach zwei Wochen fuhren die Ärzte den Medikamentencocktail herunter, der durch die Schläuche in Julius' Körper floss. Sie wollten gucken, ob Julius aus dem künstlichen Koma erwachte und selbstständig atmete. Seine Lungen holten tatsächlich aus eigener Kraft Luft! Papa heulte vor Freude, und Mama brach auf ihrem Plastikstuhl zusammen. »Wer atmet, der lebt!«, jubelte Papa und schleuderte mich zwischen den Apparaten herum.

Doch obwohl Julius die Beatmungsmaschine jetzt nicht mehr brauchte und seine Lider munter offen standen, schien er uns nicht zu sehen. Er guckte durch uns durch. Sein Blick waberte ziellos im Raum herum, egal ob wir winkend am Fußende standen oder uns ganz dicht, Nase an Nase, zu ihm hinunterbeugten.

»Er muss erst einmal durchkommen«, tröstete Papa uns. »Sein Körper muss die ganzen Medikamente ja erst einmal abbauen. Vorher kann die Wirkung ja gar nicht nachlassen.«

Aber vier Tage später reagierte Julius immer noch nicht. Dann gab er endlich ein Lebenszeichen von sich und pupste. Papa machte einen Luftsprung, als ob Julius den entscheidenden Korb beim Landesfinale versenkt hätte. Doch der Pfleger lächelte nur milde. »Das sagt leider gar nichts. Das macht sein Körper ganz automatisch.« Es war halt nur ein Pups, mehr nicht.

Einen Tag später sagten uns die Ärzte, dass man Julius jetzt nicht mehr durch seinen Hals ernähren könnte, weil seine Rachenwand und Speiseröhre davon kaputtgingen. »Wenn Ihr Sohn nicht verhungern soll, dann braucht er ab jetzt eine Magensonde«, erklärten sie. Mama und Papa nickten, und von da ab floss eine schokobraune Masse aus einem Plastikbeutel durch einen Schlauch direkt in Julius' Magen.

»Man kann auch wach werden, ohne schlucken zu können«, sagte Mama trotzig. »Außerdem kann man das Ding jederzeit wieder rausnehmen. Und wenn das nicht geht, kann man damit sogar steinalt werden.«

Dann wurden wir wieder zu einer Besprechung geholt. Die Ärzte zeigten uns CT-Fotos von Julius' Gehirn, grau-schwarze Bilder, so ähnlich wie die aus dem Röntgenapparat. Bis dahin kannte ich eigentlich nur bunte Zeichnungen von Gehirnen, aus dem Biologiebuch oder von irgendwelchen Medikamentenpackungen. Meist ähnelte

das Ganze einem verschlungenen Würmerhaufen, dessen Form an eine Walnuss erinnerte. Aber das, was uns die Ärzte da von Julius' Gehirn zeigten, war nur ein grauer Klumpen. Wir schauten etwas ratlos. Dann gab es eine Diagnose: apallisches Syndrom.

Mein Handy sagte dazu: **Das apallische Syndrom (Wachkoma) wird durch schwerste Schädigung des Gehirns hervorgerufen. Dabei kommt es zu einem funktionellen Ausfall der gesamten Großhirnfunktion oder größerer Teile, während Funktionen von Zwischenhirn, Hirnstamm und Rückenmark erhalten bleiben. Dadurch wirkt der Betroffene wach, hat aber aller Wahrscheinlichkeit nach kein Bewusstsein.**

Kein Bewusstsein – was hieß das? Ohnmächtig? Tiefschlaf? Wusste Julius nicht, wo er war? Oder wie er hieß? Bekam er überhaupt nichts mit? So wie ich bei meiner letzten Klassenfahrt, als mir irgendein Vollpfosten nachts Senf ins Gesicht geschmiert hatte und ich mich am nächsten Morgen über die Kruste auf meinen Wangen wunderte? Ich hatte absolut keine Ahnung gehabt, wann und wie das passiert war.

Oder war es eher so wie bei den russischen Matrosen, die mit ihrem U-Boot auf den Grund der Barentssee gesunken waren? Die fühlten und atmeten da unten in der schwarzen Tiefe, aber waren von außen unerreichbar und nicht in der Lage, ein Lebenszeichen zu geben! Ich strengte mich total an, aber ich konnte mir einfach nicht vorstellen, was Julius jetzt dachte oder fühlte. Oder wie das war, wenn man gar nichts dachte und fühlte. Ging das überhaupt? Und dann dachte ich: Wann hört das auf? Konnten wir Julius wieder aufwecken? Davon hatte der Arzt nämlich nichts gesagt.

Mama war absolut überzeugt, dass Julius das schaffte. »Wir kriegen das hin«, verkündete sie entschlossen. »Dein Bruder wird wach. Mit Geduld und Disziplin, alle gemeinsam schaffen wir das ganz sicher.«

Trotzdem hörte ich sie in der Nacht weinen. Es war ein schreckliches, hilfloses Schluchzen. Es klang wie das Weinen der Trauernden, wenn sie unten in der Halle für immer Abschied nahmen. Jetzt ist Julius tot, dachte ich, und mit einem Mal fühlte sich die Dunkelheit in meinem Zimmer wie eine schwarze, samtene Kuhle an, aus der man nicht herausklettern konnte. Aber dann hörte ich die Stimme von Papa, der Mama und sich Mut zusprach. Und diesen Klang hatte ich bei den Leuten unten in der Aufbahrungshalle noch nie gehört. Und das bedeutete, Julius lebte.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, klebte Mama schon wieder mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck vor dem Bildschirm ihres Computers. Sie suchte nach der besten Reha-Klinik für Kinder und Jugendliche mit schwerem Schädel-Hirn-Trauma. »Rehabilitation heißt *Wiederherstellen*«, erklärte sie mir mit einem Lächeln, und das hörte sich irgendwie beruhigend an.

3

Das Erste, was ich in der Eingangshalle der Reha-Klinik sah, war ein Mädchen in einem riesigen Rollstuhl. Ihr Kopf war total verformt, und aus ihrem Mund lief Spucke. Überhaupt sahen alle ziemlich schwer behindert aus. »Wir sind hier falsch«, flüsterte ich Mama zu. »Julius soll doch wieder wie früher werden! Wir sind doch hier, damit er Sprechen und Gehen trainiert!« Schließlich hatten die Ärzte im Krankenhaus von Physiotherapie und Logopädie gesprochen!

Dass Logopädie nicht nur Sprachtraining, sondern auch einfach nur Schlucken-Üben bedeuten konnte, hatte ich bis dahin nicht gewusst. Und Physiotherapie hieß hier, dass jemand Julius' Arme und Beine beugte und streckte wie bei einer Puppe.

Ich gab mir Mühe, meine Enttäuschung zu verbergen. Natürlich war klar gewesen, dass es irgendwie schlimm um Julius stand. Aber insgeheim hatte ich doch gehofft, dass er Weihnachten wieder zu Hause wäre. Dass wir dann gemeinsam fröhlich Geschenke auspackten, selbst wenn er dabei im Rollstuhl saß!

Immer wenn ich sah, wie der Physiotherapeut Julius' Arme beugte und streckte, musste ich daran denken, wie wir beide Krafttraining im Garten gemacht hatten: Sit-ups und Liegestütze. Wenn ich nicht mehr konnte, hatte Julius mich angefeuert: »Los, Bela, das schaffst du!« Und wenn ich es dann geschafft hatte, rief er: »Einen noch, komm, einer geht noch! Erst wenn man an seine Grenze geht und sich ein bisschen quält, wird man besser!« Und wenn ich dann fix und fertig auf dem Rasen lag, hatte er mir in die Seite geknufft und gesagt: »Ich glaube, du wirst mal stärker als ich!«

Wie gern hätte ich ihn jetzt angefeuert. Aber ich wusste ja nicht einmal, ob er mich hörte, da unten, tief drin in seinem Körper. Und wenn er mich verstand, wie traurig musste er dann sein, dass er nicht einmal einen Finger bewegen konnte? Und das Allerschlimmste war, dass ich jetzt wirklich stärker war als er. Manchmal hatte ich Angst, dass aus Versehen etwas wahr geworden war, was wir doch beide gar nicht gewollt hatten! Ich schwor hunderttausend Mal, dass ich gern für immer der größte Schlappi wäre, wenn Julius nur wieder allein seine Arme und Beine bewegen könnte! Wenn er einfach nur sitzen könnte! Oder allein den Löffel an seinen Mund führen und kauen könnte!

Dann kam der Tag, an dem ich Julius nicht mal mehr anfeuern konnte – selbst wenn ich gewollt hätte. Ich musste wieder zur Schule.

Da hatte sich mittlerweile die Sitzordnung verändert. Simon und Ben hatten sich während der Landheimfahrt zerstritten und neue Freunde gefunden. Crossrad fuhren sie auch nicht mehr. Meine Aquarium-AG hatte sich aufgelöst. Ich wusste nicht, worum es ging, wenn die ganze Klasse plötzlich loslachte. Alles war anders. Ich war anders. Ich hatte den Anschluss verloren. Und irgendwie ließ sich die Lücke nicht mehr schließen. Egal, wie viel Mühe sich die anderen gaben.

Blöderweise lag die Reha-Klinik hundertachtzig Kilometer von zu Hause entfernt. Julius sah ich nur noch am Wochenende. Und Mama sah ich auch kaum noch. Sie kam nur montags und dienstags nach Hause, und dann arbeitete sie wie verrückt, um in zwei Tagen das zu schaffen, was sie sonst in einer Woche erledigt hatte. Sie verließ kaum das Büro. Vielleicht wollte sie auch nicht im Haus rumgehen, weil sie dann Julius' Schuhe gesehen hätte, die im Flur standen. Vielleicht wollte sie auch nicht an seinem Zimmer vorbeikommen, in dem immer noch das Basketballtrikot auf dem Bett lag und die Schulbücher vor dem Schreibtisch auf dem Boden rumflogen. Früher war Mama deswegen immer ausgerastet. Aber jetzt war eben alles anders. Nichts war mehr, wie es einmal gewesen war. Wir waren eigentlich gar keine richtige Familie mehr. Es gab keine gemeinsamen Ausflüge, keine Spielabende, keine Streitereien am Frühstückstisch, kein Toben mit Julius auf dem Gartentrampolin.

Ich vermisste ihn. Ich vermisste ihn so sehr, dass es im ganzen Körper schmerzte. So als hätte jemand ein riesiges Stück aus mir herausgerissen, und nun war da ein Loch. Und im selben Moment, als ich das dachte, erschrak ich, denn Julius war ja da, er lag in seinem Bett, und wir versuchten alles, um ihn wieder zu wecken. Er war nicht weg! Wie konnte ich ihn da vermissen?!

Mama las jetzt alles, was sie über Wachkoma bekommen konnte. Sie besuchte Vorträge und tauschte sich mit anderen Familien im Internet aus. Sie hatte ein strenges Programm erarbeitet. Wenn ich mit Papa am Wochenende kam, musste ich Julius vorlesen. »Die Stimme ist das Letzte, was man mitbekommt«, erklärte sie. Und: »So ein Aufwachprozess kann lange dauern, verstehst du? Es kann sein, dass Julius immer wieder mal zwischendurch kurz da ist und etwas aufschnappt, und dann muss er wissen, dass wir bei ihm sind. Stell dir mal vor, du würdest wach werden und wüsstest nicht, wo du bist! Du könntest dich nicht bewegen und wüsstest nicht, warum! Wir müssen Julius immer wieder erklären, was passiert ist, weil wir nicht wissen, wo er sich gerade befindet.«

Das wusste niemand. Manchmal, wenn ich abends im Bett lag, stellte ich mir vor, dass Julius wie ein riesiger Wal durch die Tiefen des Ozeans glitt. Ganz allein, ganz weit unten, dort, wo noch nie ein Sonnenstrahl hingelangt war. Und so, wie ein Wal zum Atmen auftauchte und ganz kurz die Wasseroberfläche durchbrach, so, stellte ich mir vor, würde Julius aus dem Dunkeln aufsteigen. Für diesen einen Moment würde er uns dann spüren oder hören. Vielleicht erkannte er dann meine Stimme, bevor er wieder hinabdriftete in die unerreichbare Tiefe.

Mama war überzeugt, dass genau das jede Sekunde passieren konnte. Darum bestand sie auch darauf, dass sich alle, die sich Julius' Bett näherten, mit Namen vorstellten und sagten, was sie gleich tun würden. Eine Woche später begann sie Klangschalen auf seinen Bauch zu legen und in Schwingungen zu versetzen. Als Nächstes zeigte sie Julius die neue Staffel seiner Lieblingsserie. Ich sollte mit ihm Urlaubsfotos anschauen und dazu Geschichten erzählen oder einfach nur beschreiben, was auf den Bildern zu sehen war. Papa spielte Julius seine Lieblingsmusik vor. Wir gaben Julius einen Basketball in die Hände oder strichen mit seinen Fingern über sein Handy, weil wir hofften, dass die vertrauten Gegenstände vielleicht irgendeine Erinnerung auslösten. Wenn das Wetter einigermaßen gut war, verfrachteten wir ihn in einen Liegend-Rollstuhl – was ewig dauerte – und schoben ihn im Park herum. Abends stellte Mama Kerzen auf, weil Julius den warmen Lichtschein immer gemocht hatte. »Sein Puls geht dann spürbar herunter«, erklärte sie – und flippte aus, wenn es irgendjemand bezweifelte.

Ich probierte heimlich noch andere Sachen: Wenn meine Eltern vor die Tür gingen, kniff ich Julius so fest ins Bein, wie ich konnte. Ich pikste ihn mit der Gabel unter der Decke. Aber nichts. Keine Reaktion. Selbst meine Gemeinheiten entlockten ihm nicht einmal ein Zucken.

Ich glaube, da erst wurde uns allen langsam klar, dass es nicht mit ein bisschen Gymnastik und Übung wieder gut werden würde, sondern dass das hier jetzt erst einmal unser Leben war. Ich glaube, da etwa begann die **Wut-Zeit**.